

## Die Roßhahnscheibe von San Zeno

Von Leonhard Franz

In der Altertümersammlung des Tiroler Landesmuseums liegt seit mehr als einem halben Jahrhundert eine metallene Scheibe mit einem figuralen Reliefschmuck, der höchst eigenartig ist. Trotzdem blieb die Scheibe unbeachtet, was sie nicht verdient, denn sie ist ein Unikum. Deshalb will ich sie, mit einem ersten Erklärungsversuch, dem Vergessensein entreißen. Fundort der Scheibe ist San Zeno im Nonsberg, jener Platz in der italienischen Provinz Trient, der sehr viele vorrömisch-eisenzeitliche und spätere Altertümer geliefert hat<sup>1</sup>. Die Scheibe taucht im handschriftlichen Katalog des Innsbrucker Museums unter dem 10. November 1899 auf: „San Zeno, Bronzerelief.“ Im handschriftlichen Zuwachsverzeichnis steht zum selben Datum: „Suite von Fundobjecten aus San Zeno im Nonsberg, ausgegraben Anfang November 1899 durch Hofrat Fr. v. Wieser“<sup>2</sup>. Ob diese Suite in den Inventarnummern 13.475 — 13.484 zu erblicken ist<sup>3</sup>, die aus San Zeno stammen und unter denen die Scheibe als 13.483 eingereiht ist, bleibt offen. Aus der Zeit von Gero von Merharts Innsbrucker Tätigkeit (1924—1927) rührt das Photo Abb. 1 her, das die Vorderseite der Scheibe in dem noch ungereinigten Zustand zeigt, in dem sie ins Museum gelangt ist.

Über Wiesers Grabung in San Zeno 1899 läßt sich nichts mehr ermitteln. Die Tagebücher, die er bei seinen Reisen und Ausgrabungen zu führen pflegte, sind während des Krieges 1938 bis 1945 bei einem Luftbombardement Innsbrucks am 10. April 1945 in der Wohnung seines Sohnes, Hofrat Dr. Hans von Wieser, zum allergrößten Teil zugrundegegangen. Den geretteten Rest hat Hofrat von Wieser

<sup>1</sup> Eine Gesamtveröffentlichung sämtlicher, in Innsbruck und in italienischen Sammlungen aufbewahrten Funde von San Zeno steht noch aus. Über eine kurze Grabung F. v. Wiesers im Frühjahr 1901: G. v. Merhart, La-Tène-Funde in Tirol (Wiener Präh. Zs. 13, 1926), S. 71 ff. E. Ghislanzoni berichtet über seine eigene Grabung in den Notizie degli scavi 7, serie VI (1931), S. 409 ff. Ansonsten sind nur einzelne Funde in der Literatur behandelt.

<sup>2</sup> Darauf bezieht sich wohl auch die Angabe in dem in der Zeitschrift des Ferdinandeums 1900, S. XXV, gedruckten Zuwachsverzeichnis: „St. Zeno. Größere Suiten von Ausgrabungsobjecten, Näheres wird in der Ferdinandeums-Zeitschrift veröffentlicht werden.“ Das ist aber nicht geschehen.

<sup>3</sup> 13.475 hallstattzeitliche Situlennattasche aus Bronze, Bruchstück; 13.476 bronzene Gußform, späthallstattzeitlich; 13.477 Fibel, nicht auffindbar; 13.478 bronzene Fibel, römisch; 13.479 silberner Fingerring, römisch oder später; 13.480 tönerner Lampe, spätantik; 13.481 Bronzegefäßfragmente, nicht auffindbar; 13.482 Randstück von einem Bronzebecken, römisch oder später; 13.484 Bronzegefäßdeckel, nicht auffindbar. Diese Funde bespricht Osmund Menghin in vorliegendem Band S. 101 ff.



Abb. 1: Vorderseite der Bronzescheibe vor der Reinigung

Altes Museumsphoto

über meine Bitte nach Zeno-Notizen durchgesehen, wofür ich ihm bestens danke. Die Mühe war vergeblich, es fand sich nichts, das die Bronzescheibe betrifft. Es dürften aber Aufzeichnungen über sie vorhanden gewesen sein, denn Georg Kyrle, dem noch sämtliche Tagebücher zugänglich waren, erwähnt in seiner Schilderung des Wirkens Franz von Wiesers: „In das letzte Drittel des Jahres 1899 fallen die äußerst interessanten Funde von Welsberg, Siebeneich und San Zeno, die eine ausführliche Würdigung in den Tagebüchern finden<sup>4</sup>.“ Die Umstände, unter denen Wieser die Scheibe entdeckte, bleiben also unbekannt, und wir können uns nur mehr an den Gegenstand selber halten.

<sup>4</sup> Veröffentlichungen d. Mus. Ferd. 5 (1925), S. 53.



Abb. 2: Rückseite der Scheibe, gereinigt

Aufnahme Demanega (Innsbruck)

Der größte Durchmesser der Scheibe beträgt 16.5 cm, die Randdicke schwankt zwischen 0.4 und 0.6 cm, die größte Dicke der Scheibe samt den in Hochrelief mitgegossenen Figuren ist 1.4 cm, das Gewicht 885 g. Auf der Rückseite entsprechen vertiefte, begreiflicherweise unscharf begrenzte Partien den Reliefs der Vorderseite (Abb. 2).

Die Farbe läßt auf Bronze oder Messing schließen. Um Gewißheit über das Material zu erhalten, stellte der Direktor der Tiroler Röhren- und Metallwerke in Solbad Hall, Herr Dr. Theodor Seykora, sein vorzügliches Werkslaboratorium zur Untersuchung des Metalls zur Verfügung, sie wurde im Juni 1964 von den Herren Mr. Mayer und Dr. Sperl durchgeführt. Ich danke auch an dieser Stelle den drei

Herren aufrichtig für ihr Entgegenkommen. Ihr schriftliches Gutachten, dem eine photographische Mikroaufnahme eines angeätzten Anschliffs von einer Metallprobe der Scheibe in Schwarzweiß bei 340facher Vergrößerung und zwei, die Metallstruktur zeigende Farbaufnahmen bei 400- und 430facher Vergrößerung beigegeben sind <sup>5</sup>, besagt folgendes:

Makroskopisch besteht die Scheibe aus goldgelbem Material, doch finden sich besonders auf der Rückseite, weniger auffallend auf der Vorderseite, dunkelgrüne, nichtmetallische Bestandteile bzw. Einschlüsse. Auch kleine Stellen mit rein kupferfarbigem Metall sind vorhanden. Während die Vorderseite die Rauigkeit des (wahrscheinlich verwendeten) Formsandes zeigt, sind auf der Rückseite die erhabenen Stellen feiner geraut, in den Vertiefungen sind grobe Metallkörner vorhanden.

Die analytische Untersuchung der Scheibe ergab als Hauptbestandteile Kupfer mit 79.6 Prozent, Zinn mit 14.2 Prozent und Blei mit 2.2 Prozent. Die übrigen 4 Prozent werden von deutlich nachweisbarem Eisen, den Spurenelementen Zink und Arsen und von Oxyden gebildet.

Gefüge und Zusammensetzung erweisen die Scheibe als Bronze, die ein Schmelzintervall von 800 bis 950 Grad Celsius besitzt. Das Metall ist stark mit farbigen Schlacken verunreinigt, offenbar Kupferoxyden. An zahlreichen Stellen finden sich auch rein kupferfarbige Partien kleiner Ausdehnung, die auf eine schlechte Schmelztechnik (zu niedrige Schmelztemperatur) schließen lassen.

Man kann als fast sicher annehmen, daß die Scheibe stehend, im fallenden Guß, hergestellt worden ist. Ihre äußere Begrenzung entspricht einem Kreis, doch weist ungefähr ein Fünftel des Umfangs eine unregelmäßige Form auf, vermutlich war an dieser Stelle der Einguß. Anscheinend wurde zu wenig Metall verwendet, so daß die runde Form nicht voll ausgegossen ist. Zwei Stellen am Umfang können als abgebrochene Ausschnitte gedeutet werden.

Dies das Wesentliche der Materialuntersuchung.

Die Bronzescheibe trägt geometrische und figurale Verzierung (Abb. 3). Die Mitte ist durch einen Dreipaß mit S-förmigen Schenkeln betont; er ist nicht völlig gleichmäßig, denn zwei Schenkel sind in anderer Richtung gebogen als der dritte. Am Rand der Scheibe sitzen drei, aus je fünf halbkugeligen Buckeln bestehende kreuzähnliche Gebilde.

Dem Rand folgen drei, gegen die Uhrzeigerrichtung gestellte gleichartige Phantasietiere. Ihr vorderer Teil ist der eines Pferdes mit zur Seite fallender Mähne, einer Stirnlocke (?) und einem Ohr. Das Gesicht mit dem vorquellenden Auge ist durch eine tiefe Linie umrahmt. Der einzige wiedergegebene Lauf holt weit nach vorn aus. Seinen unteren Rand begleitet bei zwei Pferden eine tiefe Linie, beim dritten

---

<sup>5</sup> Das maschineschriebene Originalgutachten habe ich samt den Photos dem Museumsarchiv einverleibt.



Abb. 3: Vorderseite der Bronzescheibe, gereinigt

Aufnahme Demanega

Pferd fehlt sie, dort ist das Bein etwas dünner und weniger scharf modelliert. Anstatt des rückwärtigen Laufs hat jedes Pferd ein längsgerieftes Gebilde, das wie ein Vogelflügel oder wie eine Fischflosse aussieht. Der Fortsatz ist an dem Pferd mit dem dünneren Lauf ein wenig kürzer und schmaler als bei den anderen Pferden; für dieses Tier verwendete der Modelleur also geringere Sorgfalt, vielleicht nahm er es als letztes in Angriff. Auf der Flanke der Pferde sind je zwei liegende S-Schlingen ziseliert; auf zwei Pferden sind sie in anderer Richtung eingerollt als auf dem dritten, wiederum eine Flüchtigkeit des Modelleurs. Der Hinterteil der Pferde ist ein Hahnenschwanz, zwischen ihm und dem Pferdeleib verläuft quer ein Band.

Den Pferden entgegengestellt sind drei, in sich wiederum gleichartige Gestalten: ein nach rechts blickendes bartloses Männergesicht mit gerader Nase und leicht geöffneten wulstigen Lippen. Das Auge quillt wie das der Pferde etwas vor. Von der Nasenwurzel bis in die Höhe des zu denkenden Ohrläppchens zieht längs dem Hinterhaupt ein schräggeriefter Wulst, der offenbar das Kopfhaar anzudeuten hat. Darüber sitzt der Vorderteil eines Tieres, das als vierbeiniges gemeint ist, wie der Vorderlauf zu erkennen gibt. Ein aufgerichtetes Ohr und ein etwas vortretendes Auge sind zu sehen. Das Maul ist weit aufgerissen. Ein schräggeriefter Wulst entlang dem Rücken des Tieres und dem Hinterhaupt des Mannes stellt die Rückenhaare des Tieres dar.

Die figurale Füllung der Scheibe besteht also aus zwei Gruppen. Wenden wir uns zunächst den Pferden mit dem Hahnenschwanz zu.

Phantasietiere, die aus Körperteilen verschiedenartiger Tiere zusammengesetzt sind, oder aus der Vereinigung von menschlichem Gesicht mit Tierkörpern bestehen, sind in der alten Bildkunst des Vorderen Orients und der Mittelmeerländer oft dargestellt<sup>6</sup>. Unter ihnen erscheint auch die Kombination Pferd-Hahn, die die Griechen *hippalektryon* ‚Roßhahn‘ nannten (*hippos* – Roß, *alektryon* – Hahn). In Aischylos-Fragment 134 heißt es, daß auf einem brennenden Schiff von einem Adler und einem braunen hippalektryon die Farben abtropften<sup>7</sup>.

Darauf spielt Aristophanes in seiner Komödie „Die Frösche“ an (932). Der Theatergott Dionysos trifft in der Unterwelt Aischylos und Euripides beim Streiten um den Ehrenvorsitz der im Hades versammelten Dramatiker. Dionysos erwähnt spöttisch, er habe nachgedacht, zu welcher Vogelgattung man den „braunen Roßhahn“ zähle. „Ein Zeichen wars, du Ignorant, gemalt am Bug des Schiffes“, entgegnet ihm Aischylos.

Im „Frieden“, einer anderen aristophanischen Komödie, preist der Chorführer das behagliche Leben zu Hause, es sei viel besser, als wenn man den Hauptmann mit drei Büschen auf dem Helm und schreiend rotem Rock herumstolzieren sehen müsse; aber im Gefecht wechsele er die Farbe und auf der Flucht sei er der erste, wie ein „brauner Roßhahn“ schüttle er die Büsche (1177).

<sup>6</sup> Adriën Blanchet, *Recherches sur les grylles* (Revue des études anciennes 23, Paris 1921, S. 43 ff.), übernahm für sie aus Plinius, *Nat. hist.* XXXV 114, die Bezeichnung grylli.

<sup>7</sup> Ein bei Furtwängler, *Antike Gemmen*, Taf. 46/60, abgebildeter geschnittener Stein zeigt auf Vorder- und Hinterteil des Schiffes zwar nicht Roßhähne, wohl aber gewöhnliche Hähne. Sie hatten vielleicht apotropäischen Zweck, auf ihn weist die Bedeutung Abwehler, die die griechischen Wörter für Hahn, *alektryon* und *alektor*, haben. Auch der blecherne Hahn auf unseren Kirchendächern dürfte als Abwehler böser Geister und als Wächter gedacht gewesen sein. Da ein Hahn durch sein Krähen das Nahen des Tages anzeigt, eine natürliche Weckeruhr, wurde er in der christlichen Symbolik zum Sinnbild des Lichts, aber auch der Wachsamkeit. In Beziehung zum Sport gestellt erscheint der Hahn durch seine Darstellung auf manchen panathenäischen Gefäßen. Hahnenkämpfe sind bei den Griechen vom 5. Jahrhundert v. Chr. an bezeugt.

Aristophanes scheint eine Vorliebe für den Roßhahn gehabt zu haben, denn er erwähnt ihn auch in den „Vögeln“. Dort redet der Chorführer davon, wie bequem es für die Menschen wäre, wenn sie Flügel hätten. Als Beispiel führt er den Diitrephes an, der zwar nur Flügel aus Flaschenbast besitze, dennoch Reiteroberst und ein großer Herr geworden sei, „wie ein brauner Roßhahn aufgebläht“ (800). Im „Frieden“ scheint der Vergleich des Hauptmanns mit einem Hahn von den Helmbüschchen genommen zu sein, die sich auf der Flucht wie die Flügel und der Schwanz eines aufgeregten Hahns bewegen. Mit den Bastflügeln spielt der Dichter darauf an, daß Diitrephes ein Fabrikant von Korbflaschen war, deren Handhaben ‚Flügel‘ (*ptera*) genannt wurden<sup>8</sup>. Daraus erklärt sich der Vergleich mit einem aufgeblähten Gockel. Für diesen Vergleich ist aber nicht der Haushahn herangezogen, sondern wieder der Roßhahn. Da Diitrephes Reiter war, ist aus seiner Verhöhnung als Roßhahn zu vermuten, daß dieses Phantasietier eine Beziehung zum Reiten hatte. Das wird bestätigt durch Darstellungen, die einen Reiter auf einem Tier zeigen, das vorne Pferd, hinten Hahn ist. Es kommt gemalt auf griechischen Vasen vor<sup>9</sup>, eine kleine fragmentierte Marmorplastik von der Athener Akropolis (6. Jahrhundert?) ist ebenfalls ein Roßhahn mit Reiter<sup>10</sup>.

Häufiger ist der Roßhahn ohne Reiter abgebildet. Paul Pedrizet<sup>11</sup> bringt als ältesten Beleg ein Bronzeblech von Eleutherä (Ende des 7. Jahrhunderts) mit der Darstellung eines Pferdes, das die beiden Vorderläufe hochhebt; seine Hinterbeine sind die eines Hahns und den rückwärtigen Teil des Pferdes bildet ein Hahenschwanz. Der einzige sichtbare Flügel des Vogels ist nach abwärts gerichtet. Weiters führt Pedrizet in Abbildung vier Gemmen mit Darstellungen des Roßhahns vor: Vorderteil samt Beinen Pferd, Hinterbeine Hahn; Hahenschwanz; Flügel aber nach aufwärts gerichtet, wohl nach dem Vorbild des Flügelpferdes Pegasus.

Auf den griechischen Vasengemälden bei Roscher und bei Daremberg ist je ein Roßhahn wiedergegeben. Vorn sieht er wie ein Pferd aus, die Hinterbeine sind die eines Hahns. Der schräg nach abwärts gerichtete Flügel besteht aus getrennt gemalten Federn und den oberen Rand des Schwanzes begleitet eine der Sichelfedern, die ein Hahn hat. Von einer rotfigurigen Schale verzeichnet den Roßhahn J. D. Beazley, *Attic red-figure vase-painters* I<sup>2</sup> (1963) S. 159. Zweimal ist er auf der

<sup>8</sup> The Birds of Aristophanes, ed. B. Bidkley Rogers (1930), S. 109.

<sup>9</sup> Je eine Abbildung bei W. H. Roscher, *Lexikon der griechischen und römischen Mythologie*, und bei Daremberg-Saglio, *Dictionnaire des antiquités grecques et romaines*, in beiden Werken unter dem Schlagwort „Hippalektryon“.

<sup>10</sup> Hans Schrader, *Die archaischen Marmorbildwerke der Akropolis* (1939), Taf. 146. Sollte man etwa gar Roßhähne aus Holz und Federn als Kinderspielzeug hergestellt haben? Aus England ist 1540 eine Hahnenfigur als Reittier für Kinder belegt: James A. H. Murray, *A new English dictionary*, 1893, unter „cockhorse“. Seine Bezeichnung „Hahnenroß“ braucht freilich nicht zu besagen, daß dieses Spielzeug aus Hahn und Pferd zusammengesetzt war; eher darf man an einen Hahn denken, der nach Art eines Schaukelpferdes zu benützen war.

<sup>11</sup> *L'Hippalektryon* (*Revue des études anciennes* 6, 1904, S. 7 ff.)



Abb. 4: Hahnenamphora Bonn

Aufnahme Akademisches Kunstmuseum Bonn





Abb. 5: Ausschnitt aus der Amphora von Abb. 4

schwarzfigurigen Amphora Nr. 37 des Akademischen Kunstmuseums in Bonn (Abb. 4 und 5)<sup>12</sup> in dem Figurenstreifen oberhalb von zwei gewöhnlichen Hähnen abgebildet. Bei allen vier Vögeln ist der Flügel schräg nach abwärts und rückwärts gestellt und in dieser Richtung gestreift.

Vergleicht man die griechischen Darstellungen des Roßhahns mit dem auf der San Zeno-Scheibe, dann fallen die Ähnlichkeiten und die Verschiedenheiten sofort auf. Bei den Griechen sind Pferd und Hahn zu annähernd gleichen Teilen vereinigt, z. B. auf Abb. 5: Oberkörper und die zwei Vorderläufe vom Pferd, Flügel und Schwanz vom Hahn, dessen Beine dem Pferd als rückwärtige Läufe zugewiesen sind. Auf unserer Scheibe hat das Pferd nur einen Vorderlauf, dafür kommt der Hahnenschwanz der Natur näher als bei den griechischen Hähnen. Auf der Scheibe ist vom Hahn deutlich nur der Schwanz vorhanden und durch ein Querband mit dem Pferd verbunden, der Flügel ist hingegen nach Stellung und Größe unorganisch wiedergegeben, aber gleichfalls längsgestreift.

Die Erwähnung des Hippalektryon bei Aischylos und bei Aristophanes sowie die Bilder beweisen, daß der Roßhahn in der Antike mindestens seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. eine bekannte Figur war. Man wußte von ihr aber noch im 6. Jahrhundert n. Chr., denn Hesychios führt in seinem Lexikon unter *hippalektryon* an, daß dieses Tier auf persischen Teppichen vorkomme und wie ein Greif

<sup>12</sup> Für die Aufnahmen bin ich Frau Dr. Christiane Grunwald (Bonn) zu Dank verpflichtet. Eine schlechte Aufnahme bei Perdrizet, a. a. O., Taf. II/5. Über die Herkunft der Amphora: Ad. Greifenhagen, Attische schwarzfigurige Vasen in Bonn (Archäolog. Anzeiger 1935, Sp. 424).

dargestellt sei. Einen aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. herrührenden, freilich arg entstellten Roßhahn mit Reiter glaube ich auf dem 15.5 cm hohen Schildbuckel (vergoldetes Silber auf Bronze) von Herpály (Ungarn, Komitat Bihar) erkennen zu können (Abb. 6)<sup>13</sup>, der Gegenstand gehört dem Museum in Budapest.

Der negativ gekrümmte Oberteil des Schildbuckels ist in vier dreieckige Felder eingeteilt. Zwei von ihnen sind durch die gleiche Reliefgruppe: Löwin, Löwe und darüber eine Phantasiegestalt, ausgefüllt (Abb. 7), die anderen durch zwei, in sich ebenfalls gleichartige, aber auf den Kopf gestellte Gruppen: Löwe, Eber, darunter ein schlangenähnlicher Drache mit Greifenschnabel (Abb. 8).

Auf dem zylindrischen Teil des Buckels sind nebeneinander kleine gleiche Grylli gereiht; unter jenen Dreiecksfeldern, deren Tiere sozusagen auf dem Rücken liegen, stehen sie auf dem Kopf, unter den anderen Feldern aufrecht. Sie lassen ein bartloses, im Profil nach rechts gerichtetes Menschengesicht erkennen (Abb. 9). Nach oben setzt es sich fort in einen gleichfalls nach rechts gerichteten Pferdekopf mit Stehmähne auf dem langen Hals und mit einem Ohr. Unmittelbar an das menschliche Gesicht sind unten zwei Striche als Beine angebracht, die in zwei auseinanderstehenden „Zehen“ enden. Ein erhobener Arm mit den ausgestreckten Fingern ragt vom Gesicht links weg, unterhalb ein kurzer Ansatz wie ein Schweifstummel. Zwei krumme Linien oberhalb von ihm erinnern an die Sichelfeder eines Hahenschwanzes. Dann können die drei Striche, die vom „Kinn“ des Gesichtes wegstehen, die Flügel des Hahnes sein.

In diesen hybriden Gebilden scheinen also Pferd und Hahn vereinigt zu sein, die zwei Bestandteile des Hippalektryon. Dann läßt sich das Menschengesicht als pars pro toto für den Reiter auf dem Roßhahn deuten, eine Abbeviatur, wie sie kompositorisch ähnlich auf vielen nordischen Brakteaten als der den ganzen Reiter vertretende Kopf auf dem Pferderücken zu sehen ist<sup>14</sup>.

Über dem Löwenpaar in ihren Feldern blickt ein sehr grob gezeichnetes Menschengesicht nach rechts (Abb. 7). Nach oben geht es in einen langen Hals mit einem Pferdekopf über. Ein Ohr und die Stehmähne sind ähnlich stilisiert wie die entsprechenden Körperteile der winzigen Grylli. Am unteren Ende des Pferdehalses ist ein menschlicher Arm mit hochgehobener Hand und ihren ausgespreizten Fingern angefügt, in ähnlicher Haltung wie bei den Miniaturgryllis. Vom Hinterkopf des Mannes gehen nach abwärts zwei parallele, in der Mitte abgelenkte Striche, die unzweifelhaft Beine bedeuten, vielleicht die eines Pferdes, denn ihr unteres Ende, dessen Form ein Dreieck wie bei den kleinen Gryllis zugrunde liegt, sieht wie ein schematisch wiedergegebener Huf aus.

<sup>13</sup> Eine farbige Abbildung bei Edw. Bacon, *Versunkene Kulturen* (1963), S. 287.

<sup>14</sup> M. B. Mackeprang, *De nordiske Guldbrakteater* (1952), z. B. Taf. 10/9.



Abb. 6: Schildbuckel aus Herpály, Museum Budapest

Aufnahme Martha Thomasko

Dieser Gryllus ist unzweifelhaft sozusagen ein Abkömmling des kleinen, doch ohne Schwanz und Flügel des Hahns. Falls der Strich vom Kinn des Pferdes zu seinem Hals nicht etwa unbeabsichtigt beim Herrichten des Preßmodells entstanden ist (wie anscheinend die Striche zu beiden Seiten der erhobenen Arme), dann ist das Pferd als Reittier angedeutet und ein Seitenstück zu den bei Roscher und Daremberg abgebildeten griechischen Roßhähnen, deren Reiter den Zügel in der Hand halten.

Auf welcher phantasievolle Kombination von Teilen menschlicher und tierischer Körper die Künstler im Altertum geraten sind, beweisen zahlreiche Gemmen<sup>15</sup>. Auf ihnen kommen die Bestandteile der Grylli den natürlichen Vorbildern nahe, nur eben ihre Kombination gibt es in der Natur nicht. Bei den Gryllis auf dem Schildbuckel sind auch die Teile unnatürlich dargestellt und das aus ihnen zusammengesetzte Gebilde steht stilistisch in stärkstem Gegensatz zu den Tieren in den Dreiecksfeldern; diese sind zwar ebenfalls nicht naturalistisch, aber trotzdem so eindeutig gezeichnet, daß selbst bei flüchtigem Betrachten kein Zweifel aufkommen kann, welche Tiere gemeint sind. Für sie standen dem Hersteller der Herpály-Reliefs sicherlich Bildvorlagen zur Verfügung, an die er sich halten konnte. Die krasse stilistische Verschiedenheit dieser Tiere und der Grylli auf dem Schildbuckel läßt annehmen, daß er für den Roßhahn keine Vorlagen besaß und daher genötigt war, das, was er über dieses Wesen gehört hatte, nach seiner eigenen Phantasie wiederzugeben. Er kopierte in diesem Fall nicht, sondern imitierte nach seinem Gutdünken, ohne imstande zu sein, das Bild verständlich zu zeichnen. Es erinnert an den unbewußten Surrealismus unserer Kinder, die im Alter von etwa fünf Jahren einen Menschen von vorn oft so zeichnen, daß Kopf und Rumpf gemeinsam einen Kreis bilden, von dem zwei Striche waagrecht und zwei senkrecht als Arme und Beine ausgehen<sup>16</sup>. Gegenüber einem solchen kindlichen „Kopffüßler“ ist der Herpály-Gryllus durch die Wendung des Gesichts ins Profil allerdings ein Fortschritt, denn das Kind zeichnet den Menschen zunächst nur von vorn und gelangt erst nach Überwinden von Denkschwierigkeiten zur Profilgestaltung.

Nach Nándor Fettich<sup>17</sup> fußt die Herpály-Kunst auf Überlieferungen der pontisch-graecoskythischen Metallindustrie, von der ein Teil der bildkünstlerischen Motive und das technische Verfahren stammten; die Grundelemente dieser Kunst haben sich in den Gebieten der freien Germanen und der Kelten schon vor dem Entstehen der römischen Provinzen mit jener hellenistischen Kulturströmung verbreitet, welche nach Westen und ostwärts bis zur Mongolei ging. Neben lokalen (keltischen) Traditionen machte sich auch der Einfluß der römischen Provinzialkunst spürbar. Den Schildbuckel datiert Fettich ins 4. Jahrhundert n. Chr.

Er gehört nach Joachim Werner<sup>18</sup> zu der „bei den Wandalen besonders häufigen ostgermanischen Gruppe der Stangenschildbuckel“. Den Herpály-Fund datiert Werner gegen 300 n. Ch. und sieht in ihm ein Erzeugnis einer Werkstatt, „welche

<sup>15</sup> Z. B. bei Furtwängler, Beschreibung der geschnittenen Steine im Antiquarium zu Berlin (1896): Vogel, aus bärtiger Maske und Widderkopf zusammengesetzt (Nr. 5933-36); Elefantenkopf mit bärtiger Maske verbunden (5939); Widderkopf mit bärtiger Maske und Hahnenkopf verbunden (5940); Kombination von Hahn, Silenmaske, Pferde- und Widderkopf (8532); Pferd mit Silenmaske auf dem Rücken (8537).

<sup>16</sup> Ein Beispiel bei Gust. Britsch, Theorie der bildenden Kunst (1926), Abb. 36.

<sup>17</sup> Der Schildbuckel von Herpály. Sein nordischer Kunstkreis und seine pontischen Beziehungen (Acta Archaeologica 1, Kopenhagen 1930, S. 221 ff).

<sup>18</sup> Die beiden Zierscheiben des Thorsberger Moorfundes (1941), S. 67.



Abb. 7: Ausschnitt aus dem Schildbuckel von Abb. 6

Aufnahme Marcha Thomasko

in der Nähe des römischen Pannonien und in loser Verbindung mit gleichen Bestrebungen im Norden Germaniens . . . zur figürlichen Verzierung auf Grund römischer Vorlagen“ gelangte. Es sei die provincialrömische „alexandrinische“ Tierwelt, die sich auf dem Buckel offenbare. Über dessen Grylli äußern sich Fettich und Werner nicht.

Während der Gryllus auf dem ungarländischen Waffenstück aus Teilen von Pferd, Hahn und Mensch zusammengesetzt ist, erscheinen auf der San Zeno-Scheibe Roßhahn und Mensch nicht in Verbindung. Durch das Tier auf dem Kopf der Männer könnte man sich zunächst an eine helmartige Bedeckung erinnert fühlen und sich darauf berufen, daß laut Diodor V 30 die Gallier Helme mit Figuren von Vögeln oder von vierfüßigen Tieren hatten; die Kimbern nach Plutarch (Marius 25) Helme



Abb. 8: Ausschnitt aus dem Schildbuckel Abb. 6

Aufnahme Martha Thomasko

wie seltsame Tierköpfe mit gähnendem Rachen. Herodot VII 76 erwähnt bronzene Helme, auf denen aus dem gleichen Material Hörner und Ohren von Ochsen nachgebildet waren. Die Karer wurden von den Persern Hähne genannt, weil sie ihre Helme mit Hahnenkämme verzierten (Plutarch, Artaxerxes X 33).

In allen diesen Fällen handelt es sich um Helme mit einer Tierbekrönung gleich den auf dem Gundestrup-Kessel dargestellten. Doch das Gebilde auf unserer Scheibe sieht nicht einem Helm gleich, sondern dem über den Kopf des Mannes gestülpten Vorderteil eines vierfüßigen Tieres samt dem Rückenfell. Als Vergleich kann man heranziehen, daß laut Herodot VII 75 die im persischen Heer dienenden Thraker auf dem Kopf einen Fuchsbalg trugen und daß Herakles auf einigen griechischen Vasenbildern das Löwenfell von hinten so übergezogen hat, daß



Abb. 9: Stark vergrößerter Ausschnitt aus dem Schildbuckel Abb. 6

Aufnahme Martha Thomasko

der Kopf des Mannes im geöffneten Rachen des Tieres steckt<sup>19</sup>. Mit einer eben solchen Kopfbedeckung ist Alexander der Große, weil er sich zu den Nachkommen des Herakles rechnete, auf Münzen (Abb. 10) und als Plastik zu sehen<sup>20</sup>. Nichts anderes als einen Tierbalg haben auch die Männer von San Zeno auf dem Kopf, daher könnte mit ihnen Herakles oder Alexander gemeint sein. Als Vorlage darf eine der entsprechenden Alexander-Münzen<sup>21</sup> vermutet werden, wobei der Löwe

<sup>19</sup> E. Pfuhl, Griechische Vasenmalerei, Abb. 47 und 60; Alfieri-Arias, Spina (1958), Taf. 6 und S. 29 (rotfigurige Amphora aus Spina).

<sup>20</sup> Marg. Bieber, Alexander the Great in Greek and Roman art (1964), Taf. XVII, XIX, XX.

<sup>21</sup> Ihre frühesten Prägezeiten liegen kurz vor Alexanders Tod, doch verwendete noch um 300 der Diadoch Seleukos I. dieses Bild auf seinen Münzen, O. Mörkholm, Hellenistische Mönportretter (Nationalmuseets Arbejdsmark, Kopenhagen 1958), S. 85.

der Münze vom Modelleur der Scheibe vergrößert und sogar mit einem Lauf des Tieres ausgestattet worden ist. Das Profil des Mannes hat nichts von der Schönheit Alexanders auf den Münzen, es gleicht durch seine Ausdruckslosigkeit und durch die Art, wie das Gesicht wiedergegeben ist, den bekannten keltischen „Masken“. Auch drei andere Einzelheiten der Nonsberger Scheibe gibt es auf Erzeugnissen des keltischen Kunstgewerbes. Der Dreiwirbel findet sich auf Münzen, Zierscheiben, Armreifen und Helmen<sup>22</sup>. Liegende S-Schnörkel gibt es auf Münzen<sup>23</sup>. Zwei Reliefhirsche, in Profil samt bartlosen Männergesichtern in Vorderansicht auf zwei, vermutlich aus Levroux (Frankreich) stammenden Bruchstücken einer Bronzescheibe, tragen liegende S-Schlingen auf den Flanken<sup>24</sup>. Schließlich gibt es das aus kugeligen Gebilden bestehende Kreuz wie auf der San-Zeno-Scheibe auf keltischen Münzen<sup>25</sup>. Forrer (S. 140) hält es für die Nachbildung des römischen Denarzeichens. Auf unserer Scheibe kann es nur ornamentales Füllwerk sein.

Insgesamt sind die Figuren auf der Scheibe künstlerisch keine hochwertige Arbeit, immerhin füllen sie das Rund in gefälliger Weise; sie sind symmetrisch verteilt und ihre Anordnung ist dem Kreis angepaßt. Wegen des starken Hervortretens der Figuren aus ihrem Grund würden die Flächen über den Pferderücken und in der Scheibenmitte leer wirken, wenn sie nicht durch die Kreuze und das Triquetrum ausgefüllt wären.

Für das Ausfüllen einer Scheibe in ähnlicher Weise, freilich auf anderem Material, auch technisch, stilistisch und inhaltlich verschieden, gibt es keltische Seitenstücke von Villa Vecchia di Manerbio südlich von Brescia. Der betreffende Fund besteht aus dreizehn silbernen, in Treibarbeit verzierten Scheiben, zwei größeren und elf kleineren<sup>26</sup>. In der Mitte der beiden größeren sitzt ein elegant ausgeführter Dreipaß, um ihn herum 18 Männergesichter keltischen Stils (Abb. 11)<sup>27</sup>. Vom Rand der elf kleinen Scheiben blicken dem Beschauer ebenfalls ähnliche Gesichter entgegen. An Stelle des Dreipasses haben diese Scheiben eine kreisrunde Delle.

<sup>22</sup> Rob. Forrer, *Keltische Numismatik der Rhein- und Donaulande* (1908), Abb. 61, 79, 449; 506, 507; J. Déchelette, *Manuel IV<sup>2</sup>*, Abb. 693, 697; J. Moreau, *Die Welt der Kelten* (1958), Taf. 84.

<sup>23</sup> Forrer, Abb. 87, 439 (neben oder unter Pferden), 508 (neben einem menschlichen Gesicht); P. La Baume, *Keltische Münzen* (1960), Taf. VII, 69, 70 (oberhalb eines Pferdes).

<sup>24</sup> Déchelette, a. a. O., Abb. 657; Hoernes-Menghin, *Urgeschichte der Bildenden Kunst<sup>3</sup>*, Abb. S. 569/2. Das größere Bruchstück nach Photo bei P.-M. Duval, *L'Art des Celtes* (Art de France 4, 1964, S. 18 oben).

<sup>25</sup> Forrer, Abb. 192 (neben den Pallas-Kopf an den Rand der Münze gesetzt), auf anderen Münzen unterhalb eines Pferdes.

<sup>26</sup> Carlo Albizzati, *Lavori di toreutica celtica della regione dei Cenomani cisalpini* (Historia VII, Mailand 1933, S. 570 ff.).

<sup>27</sup> Schnurrbart ist als Eigenheit der Kelten bei Diodor V 28 erwähnt, mit herabhängenden Enden trägt ihn der schöne Kopf der pergamenischen Plastik (um 230 v. Chr.) eines sterbenden Galliers (Moreau Taf. 1).



Abb. 10:  
Tetradrachmen  
Alexanders d. Gr.  
links: Sidon, 324-23  
rechts:  
Alexandria, etwa 326-23  
nach:  
Nationalmuseets  
Arbejdsmark (Kopenhagen)  
1958, S. 85 [O. Mörkholm]



Der Fund von Manerbio darf schätzungsweise auf das 3. Jahrhundert v. Chr. datiert werden. Da Brescia-Brixia der Hauptort der seit 225 v. Chr. mit den Römern verbündeten keltischen Cenomanen war, ist nicht ausgeschlossen, daß die Scheiben in der Gegend ihres Fundorts fabriziert worden sind.

Im Kreis angeordnete Männerköpfe in Vorderansicht sind auch auf den zwei gleichartigen und gleichgroßen Scheiben (12 cm Durchmesser, Bronze auf Eisen) aus dem Fund von Hořovičky (Böhmen, unweit von Podbořany) angebracht<sup>28</sup>. Die zu beiden Seiten der Gesichter symmetrisch angebrachten blasenähnlichen Gebilde sind aus der keltischen Kunst der frühen Latène-Zeit gut bekannt.

Falls die Männergesichter auf der San Zeno-Scheibe wirklich dem Alexanderprofil nachempfunden sind, dann müssen die beiden letzten Jahrzehnte des 4. Jahrhunderts v. Chr. der terminus ante quem non für die Entstehung der Scheibe sein. Während der Stil der Gesichter unverkennbar keltisch ist, läßt die nüchterne Wiedergabe des Pferdekörpers und des Hahnenschwanzes an provinziäl-römisches Kunstempfinden denken. Die Scheibe dürfte also aus einem Gebiet stammen, in dem keltischer und römischer Stil sich trafen, oder die Scheibe wurde von einem Gießer hergestellt, der beide Stilrichtungen kannte.

Ob die Scheibe im Nonsberg fabriziert wurde, bleibt unbekannt. Sie kann selbstverständlich auch anderswo gemacht worden und dann in den Nonsberg geraten sein. Wie weit vom Entstehungsort kunstgewerbliche Gegenstände gelangt sind, beweist u. a. der silberne Kessel von Gundestrup, der gewiß nicht in Jütland erzeugt worden ist. Er stellt übrigens auch einen Beleg dafür dar, daß bei Altertümern, die von ungewöhnlicher Art sind, das Datieren schwerfallen kann; für den Kessel gibt es eine Datierung ins 1. Jahrhundert v. Chr.<sup>29</sup> und eine ins 3. bis 4. Jahrhundert n. Chr.<sup>30</sup>.

Unsere Scheibe ist wegen des nicht ganz geglückten Umfangs ein Fehlguß, sie war deswegen zu dem Zweck, für den sie gedacht war, vielleicht nie verwendet worden. Bezüglich der Bestimmung verzierter Metallscheiben ist wohl klar, daß sie irgendwo als Zierat befestigt waren. Das war auf Pferdegeschirr möglich<sup>31</sup> und auf männlicher Tracht<sup>32</sup>.

---

<sup>28</sup> Déchelette IV<sup>2</sup>, Abb. 690; J. Filip, *Keltové ve střední Evropě* (1956), Taf. VI; ders., *Die keltische Zivilisation und ihr Erbe* (1961), Taf. VIII/3. Die mit den Scheiben angeblich mitgefundenen Gegenstände, u. a. ein eisernes Hiebmesser und ein Feuerbock aus Eisen, abgebildet in *Památky* 21 (1906), Taf. IV (L. Píř).

<sup>29</sup> Fr. Drexel, *Über den Silberkessel von Gundestrup* (Jahrb. d. Deutschen Archäolog. Inst. 30, 1915), S. 15.

<sup>30</sup> H. Norling-Christensen, *Beitrag zur Frage der Datierung und Provenienz des Silberkessels von Gundestrup* (Analecta Archaeologica, Festschrift f. F. Fremersdorf, Köln 1960, S. 247).

<sup>31</sup> Wie auf den Schenkeln der Reitpferde auf dem Gundestrup-Kessel oder unterhalb der Ohren (Katalog der Ausstellung „Kunst und Kultur der Kelten“, Schaffhausen 1957, Abb. zu Nr. 97)



Abb. 12: Silberscheibe aus dem Moor „De Peel“ bei Helden (niederländische Provinz Limburg) Rijksmuseum van Oudheden, Leiden – Aufnahme des Museums

Manche Zierscheiben haben am Rand Befestigungslöcher, so die 23 cm im Durchmesser haltende Silberscheibe aus einem Torfmoor bei Helden in Holland

---

oder auf der Stirn (Joachim Werner, Keltisches Pferdegeschirr der Spätlatènezeit, Saalburg-Jahrbuch XII, 1953, Abb. 3).

<sup>32</sup> An der gallorömischen steinernen Kriegerfigur von Grézan ist auf dem Panzer ein Gehänge zu sehen, dessen Mittelteil eine Scheibe ist (Moreau Taf. 48; Pobé-Roubier, Kelten–Römer (1958), Abb. 44). Der Mann auf einer gallorömischen Grabstele aus Dijon hat über Brust und Rücken gekreuzte Bänder, an deren Kreuzungsstelle eine Scheibe sitzt (W. Drack, Ein Mittellatène-schwert von Böttstein, Zeitschrift f. Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 15, 1955, Abb. 15, 16).

(Abb. 12) <sup>33</sup>. Sie hat außerdem eine Randeinfassung, wie die böhmischen Scheiben ebenfalls. Die letzteren waren an ihren Träger mittels eines Niets festzumachen, in das auf der Unterseite der Scheiben der profilierte Knopf der Vorderseitenmitte endet; an eine Schildzier kann nicht gedacht werden, weil der an den waagrecht nach der Mitte hin anschließende Teil der Vorderseite konkav ist. Außerdem macht die Paarigkeit der Scheiben von Hořovičky und der großen von Manerbio den Eindruck, daß sie jeweils zusammen verwendet wurden.

Die Scheibe aus San Zeno hat keine Anbringenvorrichtung in Gestalt von Löchern. Für eine lederne Einfassung ist der Rand zu schmal. Als Preßmodel ist sie ungeeignet, wie mir Juweliere versichern. Vielleicht war sie als Zier für irgend einen Gegenstand aus Holz gedacht. Das Anbringen wäre möglich gewesen durch Nägel, die man neben der Scheibe so hätte einschlagen müssen, daß die Scheibe zwischen ihnen festgesessen wäre, falls man in die Scheibe keine Nagellöcher gebohrt hätte. Ein Beispiel, wie Scheiben verwendet wurden, stammt aus der sog. Casa del Conte di Torino in Pompeji; dort waren bronzene Reliefscheiben von 12 cm Durchmesser auf Pilastern angebracht <sup>34</sup>.

Anschrift des Verfassers:

Univ.-Prof. Dr. Leonhard Franz, Universität Innsbruck, Institut für Vor- und Frühgeschichte

---

<sup>33</sup> B. Stark, Drei Medaillons rheinischen Fundorts (Bonner Jahrbücher 58, 1876), S. 7. Eine angeblich aus dem Tempel der Artemis Tauropolos in Comana Pontica stammende Scheibe bei Fr. Drexel, a. a. O., S. 15. Dazu W. Holmquist, Keltisch, römisch und germanisch (Atti del VI Congresso internazionale delle scienze preistoriche I, Florenz 1962), Abb. 38.

<sup>34</sup> Notizie degli scavi 1905, S. 255 und Abb. 8.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 1966

Band/Volume: [46](#)

Autor(en)/Author(s): Franz Leonhard

Artikel/Article: [Die Roßhahnscheibe von San Zeno. 81-100](#)